Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **33 (1951)**

Heft 6

PDF erstellt am: **30.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

1891
Landesbibliothek

Winterthur, 9. Februar 1951 | Erscheint jeden Freitag | 33. Jahrgang Nr. 6

Schweizer Frauenblatt

Bern

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 13.50, halbjährlich Fr. 7.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Vorsorgen ist besser — als überrascht werden!

El. St. Das war so ungefähr die Quintessenz eines Vortrages, den der Platzkommandant von Zürich, Oberst Bucher vor einer stark besuchten Delegiertenversammlung der Zürcher Frauenzentrale am 24. Januar gehalten hat. Er führte u. a. aus:

Militärschutz und Zivilverteidigung sind heute nicht mehr zu trennen, der totale Krieg erfordert die Mitarbeit jedes einzelnen, vor und hinter der Front, ob Mann oder Frau. Eine Hauptbedingung für wirksame Massnahmen sind klare Befehle innerhalb derselben, damit dem Ausführenden die nötige Bewegungsfreiheit zu sinngemässem Handeln gewährt wird. Von der Bevölkerung inklusive Frauen erwartet man Unterstützung der Landesverteidigung, denn bei uns sind Volk und Armee ein Ganzes; und die Leistungsfähigkeit der Armee steigt durch das Wissen darum, dass hinter der Front alles getan wird zum Schutz der Zivilbevölkerung, was zu tun im heutigen Kriegsverfahren überhaupt möglich ist, wie auch im umgekehrten Fall.

Ausgangspunkt jeder Verteidigung ist die Verhinderung jeglicher Panik, was am besten geschieht durch das Vertrauen in das eigene Wissen und Können um die Notwendigkeiten in jeder Situation.

Die moralische Haltung eines Volkes ist für die Durchführung eines Krieges und sein Endresultat mindestens so wichtig wie der Erfolg der Waffen. Ein Volk, das sich durch nichts zermürben lässt, wird dem Feind einen härteren Widerstand leisten als ein solches, das geistig die Flinte ins Korn wirft. Die innere Abwehr ist die Grundlage aller Verteidigung für Armee und Zivilbevölkerung.

Das Volk hat das Recht auf offene Orientierung mit Ausnahme gewisser militärischer Massnahmen, die nicht an die Oeffentlichkeit gehören: Nachrichtendienst, Abwehr der Fünften Kolonne etc. Die Verteidigung ist Sache des ganzen Volkes, nicht nur des Militärs. Die wirtschaftlichen und geistigen Kräfte spielen neben der militärischen Bereitschaft eine viel grössere Rolle als früher. Die Entwicklung der Armee ist phantastisch, und beansprucht alle Gebiete: Chemie, Industrie, Wissenschaft, Handel. Kriegswirtschaft ist totalitäre Wirtschaft überhaupt, im Dienste des Krieges, des Angriffs, der Verteidigung.

Heute ist alles vor und hinter der Front gleich wichtig, eine Nation ist gerüstet bei einer guten Armee, genügend Vorräten im Land und dem Durchhaltewillen der Bevölkerung. Nur die Kommunisten haben begriffen und handeln sinngemäss und logisch danach, dass der Unterschied zwischen Militär und Zivil, zwischen Krieg und Frieden, ausgelöscht ist. Die Massnahmen hinter der Front müssen erstens den Fortgang der Wirtschaft, den Schutz der Jugend, der Alten, der Verwundeten, des Eigentums sicherstellen, ebenso die nötigen Vorkehrungen bei Katastrophen, Bombenangriffen etc.

Der über das ganze Land sich spannende Territorialdienst hat heutzutage eminent wichtige Funktionen zu erfüllen, ebenso sehr für die Zivilbevölkerung wie für die Armee, so dass er in engem Kontakt mit der Armeeleitung und den Zivilbehörden stehen muss.

Unter den neuen Vorschriften figuriert ein sehr strenges Evakuierungs-Verbot, das nur durch Armeebefehl aufgehoben werden darf. Die Katastrophenbekämpfung umfasst Feuer-, Wasser- und Bombengefahr. Das Territorial-Kommando bildet seine Leute so aus, dass jeder einzelne im Augenblick der Gefahr genau weiss, was er auch ohne Befehl zu tun hat, und wo sein Posten ist: dies muss ganz automatisch wirken bei der Schnelligkeit, mit welcher die Gefahr heute akut wird. Luftschutz, Verdunkelung, alle Vorbeugungsmassnahmen müssen rechtzeitig organisiert und durchgeführt werden, das gibt ein Gefühl der Sicherheit. Der ortsgebundene Dienst wird stark auf die Mitarbeit der Frauen abstellen müssen, ebenso die Sanität, die Mitarbeit in der Wirtschaft. Noch stehen viel zu wenig Leute zur Verfügung. Wo eine Frau die Arbeit leisten kann, muss ein Mann für die Armee erspart werden können. Auch die Organisation der Mobilmachung muss noch intensiviert werden: Sofortige Bereitschaft der Männer für die Armee, der Frauen für die Wirtschaft.

Der Volkswiderstand wird ausschlaggebend sein für jeden künftigen Krieg, Widerstandsgruppen sind sehr wichtig, weil sie die feindlichen Massnahmen stören, denn mit der Besetzung eines Landes ist noch nichts gewonnen, der unterirdische Widerstand erreicht gegen den Feind oft mehr als der offene Kampf: also Gründung von Widerstandsformationen, aufgebaut auf dem Vertrauen zwischen Volk und Armee. Die Volkswehren müssen gut ausgebildet sein, der Uebergang vom Militärischen zum Unterirdischen ist ein schwieriges Problem und kann nur durch die Forderung der Stunde richtig gelöst werden.

Ueberall spielt die Persönlichkeit der Führer die Hauptrolle — mit ihr steht oder fällt jede Organisation. Ueber alle für die Verteidigung wichtigen Massnahmen nicht sprechen — nicht schreiben: Der Feind hört — und liest mit!

Seit Marignano verhielt sich die Schweiz neutral, aber der dadurch erlangte Friede war stets bewaffnet, nur so konnte er sein. Diese auch heute leider notwendige Rüstung ist für uns das Mittel, einen Krieg von unserer Heimat abzuhalten — nicht, ihn herauszufordern.

So weit der Referent. Die Präsidentin der ZFZ Frau Haemmerli-Schindler zog die Konsequenz aus dem Vortrag, dass wohl in Bälde wieder ein Ziviler Frauenhilfsdienst werde aufgebaut werden müssen, verfehlte aber nicht, ihr Erstaunen über die Passivität der Behörden auszudrücken und zugleich Forderungen für die nötige Finanzierung anzukündigen.

Die Anwesenden, einerseits bedrückt von dem dunklen Gegenwarts- und Zukunftsbild standen aber sichtbar auch unter dem Eindruck, dass wir als Frauen immer gleich gestellt sind. Hat man uns nötig, so ertönen Sirenenklänge über unsere Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit; meistens wurden die Aufgaben festgelegt, die Verfügungen getroffen, ohne dass man die, welche es angeht, vorher in den Verhandlungen um ihre Meinung, ihre Erfahrung begrüsst hätte.

Unwillkürlich gedenkt man des Verses, den «Eine von Vielen» für das Jubiläum des BSF «verbrochen» hat und dessen Schlusszeilen heute den Frauen, die doch so wertvoll sind für unser Land, in Erinnerung gerufen sein mögen:

Sie tönen an:
Dass Frauenstimm und Rat und Tat
Nur nützen könnt' dem ganzen Staat!
Soll Einigkeit uns Kraft verleihen
Gehört die Frau mit in die Reihen.
Und zwar nicht nur, wenn Not und Tod
Wenn Kriegsgefahr dem Lande droht
Und nachher heisst's — «Du kannst jetzt gehen,
Das nächste Mal auf Wiedersehen!»

Wie lange sollen wir uns das noch gefallen lassen?

Dankbar nehmen wir solche leichte und lichte Freuden an, doppelt dankbar geworden, seitdem uns die schweren Schatten des Leides gestreift haben, das die Bergler, die an den Folgen der Lawinenstürze Tragenden, so grausam betroffen hat. Dass alles Schöne und Wohlgeratene, das uns zuteil wird, Geschenk und Gnade ist und nicht Verdienst und Selbstverständlichkeit, wissen wir Heutigen wieder besser als die Zeitgenossen friedlicherer Epochen.

Wieder einmal mögen uns etliche Bilder aus Tageszeitungen Anlass zur Betrachtung geben. Vom Schatten der über allen Völkern liegt, vom Krieg, zeugt ein Bild, auf dem nichts zu sehen ist als öde Landstrasse vor unbesiedeltem Hinterland. Allein, sich selbst überlassen, sitzt ein weinendes Kind, nackt, ein vielleicht Zweijähriges, im Strassenstaub; den leeren Suppennapf hat es neben sich. Weiter ist da nichts zu sehen. Amerikanische Soldaten haben das Koreanerkind so gefunden und konnten es bei einer koreanischen Familie in Pflege zurücklassen, da «nach koreanischer Anschauung jeder, der ein verlassenes Kind berührt, für dessen Schicksal verantwortlich ist.» — Nicht die Bilder schimmernder Rüstung und flatternder Fahnen, schwerer Tanks oder im Drill marschierender Truppen, auch nicht die Bilder dekorierter sieghafter Feldherren sind für uns heute das Bild des Krieges. Seine Furchtbarkeit und seine zerstörerischen Kräfte sehen wir unmittelbar am Bilde eines verwaisten Kindes. Solche Not greift uns ans Herz mit der gleichen Direktheit, mit der die Freude und das Wohlbehagen des lächelnden, geborgenen Kindes uns bewegt. Kaum irgend eines Volkes Männer werden heute mit Begeisterung in einen Krieg ziehen; man kennt das wahre Gesicht des Krieges zu gut. Und nirgends wird die heutige fieberhafte Aufrüstung anders als mit Bedrängnis von den Völkern gutgeheissen. Nur aus der Ueberzeugung, dass es notwendige Pflicht ist, unabwendbar geworden zur Erhaltung der geliebten Heimat, tun unsere Soldaten, auch die FHD, ihren Dienst, bejaht unser ganzes Volk mit wenigen Ausnahmen die grossen Rüstungskredite. (Wie weit die Verhältnise in Sowjetrussland anders liegen, wo heute die Schüler schon systematisch zu Drill und Waffendienst erzogen werden, wo «bereits die Siebenjahrschule das sprungweise Vorgehen und Kriechen mit und ohne Waffe übt und mit dem Kleinkaliberschiessen beginnt» *, entzieht sich unserer Kenntnis.)

Auch ein anderes Bild gemahnt an Kriegsleid, obwohl es den Moment einer erschütternden Freude festgehalten hat: ein griechisches Elternpaar empfängt das ihm vom Roten Kreuz wieder zugeführte, verschleppt gewesene Kind. Nach Jahren des Bangens ist es wieder ihr eigen. Der Vater hält das gross gewordene Mädchen umschlungen, ihre Gesichter sehen wir nicht. Doch aus dem uns zugewandten Antlitz der Mutter — nein, es ist nicht zu beschreiben. Nur eine Eleonore Duse könnte wiedergeben, welch schmerzvolle Freude das seelenvolle Antlitz, die weit geöffneten Arme ausdrücken. — Von den 28 000 Griechenkindern, die während des kommunistischen Aufstandes aus ihrer Heimat verschleppt und in die verschiedenen «Volksdemokratien» verbracht worden sind, war an dieser Stelle

* Aus der Schrift von Stadtpräsident Bärtschi, Bern: «Von der Schule der Sowjetunion».

Von Licht und Schatten

E. B. Seit Tagen leben wir unter der Decke des Hochnebels. Himmelsblau, Sonne und Wärme sind uns entzogen. Nur die Flieger sind an solchen Tagen im Stande, sich in jene Höhen aufzuschwingen, denen Nebel und Wolken nichts antun können. Das Leuchten der Dinge im Sonnenschein, das Flimmern der nächtlichen Sterne am Firmament ist uns vorenthalten.

Merkwürdige Eintönigkeit liegt über der Landschaft. Kein Licht, kein Schatten belebt die Umwelt. Die Konturen sind verwischt, aufgesogen von eintönigem Grau. Unwillkürlich sehnt man sich nach Formen, nach Farben, denn der Mensch lebt nicht von Brot allein. Ess- und Trinkbares, dazu die heute so viel gebrauchten Vitamine und Hormone bauen wohl unsern Körper auf. Die Seele aber hungert nach anderem: Schönheit, sei sie uns geboten im Werk der Schöpfung oder im Kunstwerk von Menschenhand, ist ihr Bedürfnis. So, wie ein gutes Wort, sei es gesprochen oder geschrieben, dem Herzen, oder auf anderer Ebene, dem Geiste unentbehrlich ist.

Wenn uns die Aussenwelt die reichen Spenden von Formen und Farben im Spiele von Licht und Schatten vorenthält, suchen wir anderswo Ersatz. Wer Zeit und Gelegenheit hat, mache sich auf und lasse sich beglücken durch den Besuch einer Gemäldegalerie. (Wie gerne würden wir alle die Köstlichkeiten in der neuen Kunststätte der Oskar Reinhart-Stiftung betrachten gehen!) Aber auch «kleine Dinge können uns entzücken»: Das Wachsen einer Hyazinthe im Blumenglas am Fenster, dies geheimnisvolle Werden frischgrüner Blätter aus unscheinbaren Wurzelknollen, dies Aufsteigen des schlanken Stengels, der schliesslich die zartfarbene, duftende Blüte trägt; das treibende Leben einer Zimmerlinde, das wundersame Blühen einer Amaryllis. Nicht minder geben uns frohe Impulse die Freundschaftsbezeugungen der kleinen Hausfreunde, wie sie die anschmiegsame Katze, der stumm-beredte, getreue Hund oder da und dort ein fremdartigerer Kostgänger aus dem Tierreich zu geben wissen. Allen diesen aber übergeordnet, beglückt das Lächeln eines Kindes, seine sanfte und manchmal auch seine recht heftige Anteilnahme an unserem Leben. Es kann der schönste Sternenschimmer nur dürftiger Ersatz sein für das Strahlen aus frohen Kinderaugen.

Bilder aus der Tätigkeit der Ermittlungsstelle für Vermisste, Winterthur, 1914—1919

Von Julie Bikle

Unsere Aufgabe, wenn anscheinend nichts mehr zu machen war

In sehr vielen Fällen, wo die gewissenhaftesten Nachforschungen nichts zutage fördern konnten, wo die Vermissten vermutlich als Opfer der modernen Kriegskunst auf irgend eine Weise und spurlos vom Erdboden verschwunden sind, da sahen wir unsere Aufgabe nach erfolglosem Suchen noch darin, genannte Wahrscheinlichkeit den Angehörigen möglichst schonend beizubringen und ihnen den weitverbreiteten, unheilvollen Argwohn auszureden, ihre Vermissten seien noch in Gefangenschaft umgebracht worden.

Wir haben tatsächlich noch während des Krieges auch von solch traurigen Fällen gehört durch vertrauenerweckende Berichterstatter, aber verhältnismässig in kleiner Anzahl. Auf jede uns mögliche Weise und unter Aufbietung all unseres Mutes haben wir uns gegen die Wiederholung ähnlicher Schandtaten an zuständiger Stelle eingesetzt. Und wir hatten einige Male die Genugtuung, zu erfahren, dass unser zähes Mahnen den gewünschten Erfolg zeitigte und wenn auch vielleicht nur deshalb, weil man uns unbequeme Mahner los sein wollte. Wir gingen dabei so vor, dass wir in sehr höflicher Weise schriftlich, nötigenfalls telegraphisch und direkt den fehlbaren Persönlichkeiten mitteilten, dass wir die und die Unkorrektheit vernommen hätten und dass wir in unserer Tätigkeit gegen das uns zugekommene Gerücht, dem wir keinen Glauben schenken wollen, ankämpfen werden. Gleichzeitig führten wir unsere Wünsche an und baten direkt, uns hierin zu unterstützen, wiederum gegen Anerbieten unserer Gegendienste. Wenn sich unsere Wünsche auf Leute bezogen, die in der Gefangenschaft ganz besonders schwer zu leiden hatten und die wir deshalb zum Austausch frei bekommen wollten, dann bezogen wir uns zuweilen in unsern Schreiben im Einverständnis mit Herrn Nationalrat Howard Eugster, Schweiz. Delegierter für Gefangenenlager, auf dessen Mitarbeit in unserer Tätigkeit. In einem krassen Fall von Gefangenen-Misshandlung erreichten wir dadurch sehr bald, dass alle von uns angeforderten Gefangenen — es waren lauter Schwerverwundete — von ihrem unmenschlichen Gefangenen-Kommandanten selbst zum Austausch empfohlen worden sind. Ich traf alle diese Leute in den Austauschzügen der kommenden Monate. Einer derselben, der aus Dankbarkeit die Beziehungen zu uns bis in die letzten Jahre hinein aufrecht erhielt, erzählte mir, wie der Kommandant eines Tages, einen Brief in der Hand schwenkend, in die Reitbahn, wo die Schwerverwundeten lagen, gestürmt sei und wie er nach einem Verzeichnis einer Anzahl Gefangener, so auch ihm, mitgeteilt hätte, dass sie bei erster Gelegenheit in die Heimat ausgetauscht würden. Man stelle sich vor, was das für diese Leute bedeutete, nachdem sie bis dahin auf alle erdenkliche Weise gequält worden waren und zwar gerade auf Veranlassung dieses Kommandanten. Ein durch Kopfschuss Gelähmter hatte mir erzählt, wie er ohne lange Untersuchung einmal im Keller auf einen Haufen Tote geworfen worden sei und wie ein junger Lagerarzt mit einigen Helfern heimlich dann den Haufen nach noch Lebenden untersucht hätte und wie er durch ihn ins Lagerlazarett eingeliefert worden sei. Andere hatten mir erzählt, dass eine besonders häufig angewandte Strafe für kleine Vergehen darin bestanden hätte, dass der Bestrafte so lange mit seitwärts ausgestreckten oder hochgehaltenen Armen an die Mauer gestellt worden sei, bis er vor Schmerz verursacht durch die gestörte Blutzirkulation, zusammengebrochen sei. Diese Strafe sei an der gleichen Person in kurzen Zwischenräumen oft mehrmals vollzogen worden, auch auf direkte Veranlassung von unteren Lagerbeamten. Es war grauenhaft, was alles uns an Scheusslichkeiten aus jenem Lager berichtet wurde, zum Teil Aussagen, die vor einer heimatlichen Militärbehörde unter Eid gemacht worden sind. Wir konnten uns deshalb unmöglich damit begnügen, dass wir die Auslieferung jener Leute erwirkt hatten, die von ihren Kameraden uns als die am meisten Leidenden bezeichnet worden waren. Bald hatten wir auch schriftliche Beziehungen zu einem katholischen Geistlichen, dem es gestattet war, die kranken Gefangenen zu besuchen, und der heimlich Medikamente, Verbandzeug und Esswaren, die ihm zum Teil sogar von der ansässigen Bevölkerung für die fremden Gefangenen geschenkt worden waren, ins Lager einschmuggelte, wodurch das Los manches armen Menschen wesentlich erleichtert worden sei. Wie leuchteten jeweils die Augen, wenn ich in den Austauschzügen nach Abbé M. fragte! Das gleiche Lager soll im ganzen zirka 3000 Gefangene beherbergt haben, Kriegs- und Zivilgefangene, auch Frauen und Kinder. Nach Jahren erzählte hier eine solche Frau, dass sie während ihrer ganzen Internierungszeit in D. nicht in der Lage gewesen sei, ihre Haare richtig in Ordnung zu halten, mangels eines eigentlichen Kammes. Auch sie erzählte, wie die ansässige Bevölkerung durch heimliche Wohltaten manche Härte gemildert hätte. So sei manchmal, wenn sie mit Gefährtinnen der Bretterwand entlang gegangen sei, welche das Lager nach aussen abschloss, ein schriller Pfiff ertönt und im nächsten Augenblick sei ein grosser Korb schöner Aepfel über der Bretterwand ins Lager hinein ausgeschüttet worden. Der unsichtbare, gütige Spender hätte sich jeweils eiligen Schrittes davongemacht.

Auf unser zähes Betreiben wurde schliesslich jener Gefangenen-Kommandant vor das zuständige Kriegsgericht gestellt und verabschiedet. Wenige Jahre später sei er dann als unterer Bahnbeamter gestorben. Die Abberufung des alten Kommandanten und die Einsetzung des neuen fand kurz vor Weihnachten 1915 statt. Nach wenigen Wochen schickte mir dann einer jener glücklich Ausgetauschten die Abschrift einer Stelle aus dem Briefe eines zurückgebliebenen Kameraden, worin dieser schilderte, wie ganz anders das letzte Weihnachtsfest für die Gefangenen ausgefallen sei, als das vorletzte. Auf Veranlassung des neuen Kommandanten seien einige Tannenbäumchen im Walde geholt worden, die die Gefangenen mit Lichtern und Aepfeln hätten schmücken dürfen. Die von daheim eingetroffenen Briefe und Pakete seien unversehrt den Gefangenen ausgeliefert worden. An der Feier hätte der Kommandant mit seiner Gemahlin teilgenommen. Ein Gefangener hätte das Weihnachts-Evanglium verlesen; Weihnachtslieder seien gemeinsam gesungen worden und die ganze bisher so trostlose Umgebung sei ihnen wie verwandelt erschienen.

Einige weitere Suchfälle mit und ohne Erfolg

Es musste sich in unserer Tätigkeit gar nicht immer um Gefangene oder Gefallene handeln. Schon in anscheinend ganz einfachen Fällen konnte sofortiges Eingreifen den Beteiligten grosse Beruhigung verschaffen.

So bat uns am 9. Februar 1917 die Pflegerin einer schwer kranken jungen Frau, doch Nachforschungen anzustellen nach deren Gatten. Entsprechend

des öftern die Rede. Es ist nachgewiesen, dass solche Kinder in Jugoslawien, Bulgarien, Rumänien, Ungarn, Polen und der Tschechoslowakei zurückgehalten werden. Neuerdings seien, wie die NZZ meldet, über tausend von ihnen auch nach Ostdeutschland verbracht worden und eine beträchtliche Zahl nach der Sowjetunion. Nur aus Jugoslawien konnten bis heute, aber auch von dort nur 38 Kinder durch Vermittlung des Roten Kreuzes zurückgegeben werden.

Schatten, nichts als Schatten. Gibt es das Lichte nicht mehr? Ist man versucht, zu fragen, wenn man in der Summe der täglichen Zeitungsmeldungen eine Art von Spiegelung der heutigen Zeit sieht. Wie überwiegend ist da das Schwere, das Drohende, Beängstigende. Unwillkürlich sucht man denn die «helleren Stellen» — sie sind seltener, doch auch sie sind immer da, tröstlich da, wenn man die meist so unsensationellen Meldungen zu finden weiss: Vor uns liegt das Bild eines zertrümmerten, ausgebrannten Flugzeuges der Swissair, das in Neu-Schottland hatte landen müssen. Erfreulich ist das Bild dennoch um der kleinen Mädchenphotografie willen, die ihm beigegeben ist. Denn zu diesem Bilde der Stewardess Martha Schmidt aus St. Gallen wird geschrieben: «deren kaltblütiger Besonnenheit es besonders zu verdanken war, dass sich unter den Passagieren keine Panik einstellte. Passagiere und Besatzung konnten die Maschine verlassen, ehe sie in Flammen aufging». — Im Geiste drücken wir dem tapferen Mädchen die Hand.

In dunklen Tagen müssen wir das Lichte suchen, und immer wird auch etwas, das froh macht, zu finden sein. Nicht vielen ist es von Natur gegeben, so ganz im Hellen zu leben, dass Schatten sie kaum berühren. Abschliessend gedenken wir eines solchen Phänomens: Grandma Moses die heute über neunzigjährige schlichte Farmersfrau in Mittelamerika — deren schöne, primitiv und zugleich zierlich gemalten Landschaftsbilder ihr einen weltweiten Ruf als Malerin gebracht haben (auch in Bern waren vor kurzem Bilder der Autodidaktin ausgestellt) — wurde gefragt, warum sie nie auf ihren Bildern Schatten male? Die Antwort der zierlichen Gross- und Urgrossmutter lautete, wie die Fragerin in der «NZZ» erzählt: «Ich male nur Dinge, die ich gern habe; Häuser, Landschaften, Bäume, Menschen, Tiere, Begebenheiten, die ich liebe, weil sie meine Jugend und mein Leben waren. Ich male sie aus dem Gedächtnis: und da sind keine Schatten. You see? Ich male nur solche Dinge, die mich und die andern froh machen. Ich sehe die Schatten nicht.»

Ich sehe die Schatten nicht. Sie lehrt uns ein sehr Nötiges, diese alte Frau. Die Schatten nicht sehen, das können wir nicht. Aber haben wir nicht alle Erinnerungen, Erlebnise, erfahren wir nicht alle immer wieder Begegnungen, von denen auch wir sagen dürfen: da sind keine Schatten. Wer sich dies immer wieder und täglich neu bewusst macht, wird dankbar und damit fähiger, auch Schatten zu tragen und zu bejahen.

Pflichten! und die Rechte?

Der dringende Appell an die Frauen von Oberstbrigadier Meuli, Oberfeldarzt, veranlasst mich, dazu Stellung zu nehmen. Es sind besonders zwei Punkte, die ich hervorheben möchte.

Erstens: es ist mir natürlich klar, dass die Not der Zeit zu einem solchen Aufruf an die Frauen zwingt. Sind sich aber die militärischen Instanzen, die mit derartigen Aufrufen an die Frauen gelangen, bewusst, welcher Widerspruch zwischen Pflichten und Rechte der Schweizer Frauen besteht, ein Widerspruch, der mehr und mehr untragbar wird. Immer wieder werden die Frauen zu neuen Pflichten aufgerufen, ohne dass ihnen die geringsten politischen Rechte zugestanden werden. In der Demokratie sind die bürgerlichen Pflichten und Rechte eine Einheit und untrennbar. Man sollte bei einem wie oben erwähnten Aufruf wenigstens erwarten dürfen, dass der Erlasser zugleich für das Frauenstimmrecht Stellung bezieht.

Das wäre das eine. Der andere Punkt bezieht sich auf Stellen im Aufruf selbst, wie z. B. im ersten Abschnitt, wo es heisst, dass «sich freiwillig zur Sanitätshilfe melden, kein Opfer sondern eine selbstverständliche Pflicht sei.» Jede Frau, die den Dienst kennt, weiss, dass es ein Opfer bedeutet. Und eine selbstverständliche Pflicht kann er erst sein, wenn er mit selbstverständlichem Recht verbunden ist. Trotzdem ich meinen Patriotismus schon bewiesen habe, werde ich niemals mehr eine militärische Pflicht ohne den Stimmzettel übernehmen. Meine Kraft, Zeit und Geld gilt dem Kampf für das Frauenstimmrecht. Ihr Schweizer Männer, gebt uns das Stimmrecht, und dann werden Kräfte von Tausenden von Frauen für selbstverständliche Pflichten frei. Vergesst nicht, dass gerade diese Kämpferinnen allen Aufgaben einer verantwortungsbewussten Bürgerin besonders aufgeschlossen sind und auf welche man zählen kann.

A. G.

Ist so etwas nötig?

El. St. Es gibt in unserem Land Kioske, in denen ein literarisches Produkt verkauft wird unter dem edlen Namen «Schweizer Magazin», dem die zuständigen Behörden und Instanzen vielleicht etwas mehr Aufmerksamkeit zuwenden sollten.

Neben den auch in andern Illustrierten üblichen Filmstars und Schönheitsköniginnen, die, wie gewohnt durch ihren sex apeal zu wirken haben, bringt das uns vorliegende Heft einige sehr hässliche Zeichnungen. Wir sind nicht gegen eine künstlerisch-edle Behandlung des Nackten in der Kunst, aber wir protestieren gegen diese Herabwürdigung der Frau zu rein sinnlich-sexuellem Anreiz. Gegen die meisten Erzählungen in Heft 91, das uns zugesandt worden ist, wäre nichts einzuwenden, wenn nicht der sogenannte «Humor» sich mehr als nötig in Obszonitäten verlöre.

Wir wissen, dass an unserer Grenze die Zollbeamten sehr streng die Qualität der mitgebrachten Bücher kontrollieren, wobei oft sogar drollige Sachen passieren sollen. Warum kontrolliert man nicht etwas genauer den Jura-Verlag in Biel, und die Kioske auf die Geistesprodukte hin, die sie unter das Volk bringen?

Frauen, kauft Aepfel!

An den Bund Schweiz. Frauenvereine.

In den letzten Tagen sind verschiedene Meldungen durch die Presse an die Oeffentlichkeit und zum Teil auch an die charitativen Organisationen gelangt, die nicht unkommentiert bleiben dürfen. In diesen Meldungen war die Rede davon, dass «zufolge Ausfuhrsperre 2000 Wagen Obst in der Schweiz zu Grunde gehen». Diese Meldung war natürlich vollkommen falsch. Tatsache ist aber, dass noch grosse Mengen Tafelobst aus der letztjährigen Ernte in den Lagern liegen und zweckmässig verwertet werden müssen.

Wir haben uns daher entschlossen, durch Kollektivwerbung während der Zeit vom 5. bis 15. Februar für vermehrten Konsum von Aepfeln im Inland zu werben.

Wir haben daher allen Detaillisten empfohlen, während der Zeit unserer Propaganda, Aepfel korbweise (6 bis 8 kg) zu verkaufen, und zwar namentlich die Sorte Boskop, einwandfrei nach unsern Bestimmungen sortiert.

Wir richten hiemit die Bitte an Sie, die Ihnen angeschlossenen Vereine der betreffenden Ortschaften über die Notwendigkeit dieses vermehrten Absatzes und über die Durchführung dieses speziellen Verkaufes in der Zeit vom 5. bis 15. Februar zu orientieren. Für Ihre Bemühungen in dieser Sache sprechen wir Ihnen unsern verbindlichsten Dank aus.

Schweiz. Obstverband

Sind solche Gegenargumente überzeugend?

El. St. Im «Zürichbieter» vom 4. Januar finden wir eine Auseinandersetzung mit dem Frauenstimmrecht, die trotz schöner Worte so recht deutlich beweist, wie es zahlreichen Gegnern einzig und allein um die Erhaltung ihres politischen Prestiges zu tun ist mit der Ablehnung der politischen Rechte für die Frau.

Sie ist deshalb interessant und erheiternd zu lesen für uns, weil sie in einer Art und Weise Gegengründe an Gegengründe reiht, die jeglicher Sachlichkeit entbehren, und vielleicht darum viele Leser blenden können, weil diese nur so von Wohlwollen und Fürsorge für die Frauen selbst und das arme, gefährdete Land triefen. Nachdem zugegeben wird, dass das Postulat eine ethische und juristische Berechtigung habe — Gerechtigkeit erhöhet ein Volk! ! — geht der Verfasser zu der Widerlegung der Wünschbarkeit über, «zur Erhaltung bestehender Güter und Erhaltung eines staatlichen Charakters mit dem wir heil durchgekommen sind.»

Das Frauenstimmrecht wäre vor allem der Tod der Landgemeinden. «Denn die Frauen könnten nicht fünf Stunden auf dem Platze stehen» — dafür können sie acht und mehr Stunden in der Fabrik, im Geschäft, im Spital auf ihren, ach so armseligen schwächlichen Beinen stehen — dafür erzählt ein schweizerischer Offizier, dass sie im Militärdienst bei der Feldpredigt immer drei Bahren bereit gehalten hätten für die «umfallenden» Vaterlandsverteidiger. Und von der Standhaftigkeit angehender Familienväter erzählen die Hebammen so niedliche Geschichten, dass ein bekannter Geburtshelfer einmal den angehenden Hebammen erklärte, ihre erste Handlung bei einer Geburt müsse die Entfernung des Ehemanns sein, da sie sonst riskierten, im psychologischen Moment diesen ohnmächtig vom Boden auflesen zu müssen. — Dies nur zum Nachdenken, ob die Schweizerinnen rein körperlich wirklich in globo als solche Waschlumpen angesprochen werden dürfen? —

Einleuchtender ist der auch erwähnte Grund, dass die Mannen der Landsgemeindekantone die Frauen einfach nicht dabei haben wollen, es ist ja eben der Grund, der zentrale Bewegsgrund des ganzen Widerstands in und ausserhalb der Landsgemeinde, die landläufige Auffassung: «Wir, die Männer, tragen allein die Verantwortung, die Frau muss nur auslöffeln, was wir einbrocken. Heil dir Helvetia.» Und dann — was für ein männliches Pharisäertum offenbart sich in diesem Satz: «Die Volksabstimmung — nicht die Wahl! — ist eine grosse und ernste Angelegenheit. Sie stellt oft Fragen, deren Beantwortung die ganze Intelligenz eines gebildeten Mannes braucht.» Der mk. gibt allerdings zu, dass es auch Männer gibt, die gar nicht, liederlich und sinnlos stimmen. Aber gibt es wirklich nur gebildete Männer, nicht auch gebildete, rechtdenkende und nicht ganz stupide Frauen, die vielleicht da und dort zur Unterstützung gerade dieser gebildeten Männer, gegenüber der immerhin nicht zu übersehenden Masse des sogenannten männlichen Stimmviehs ganz nützliche Arbeit leisten könnten?

Gewiss, die Bundesverfassung gibt dem Bürger das Recht über Sachfragen zu entscheiden — aber gerade deshalb ist die Schweizerin der Ausländerin gegenüber noch viel mehr benachteiligt. Wenn mk. die Wahlen merkwürdigerweise nicht unter die ernsthaften Angelegenheiten zählt — es scheint ihm in erster Linie daran gelegen zu sein, Parteibonzen in die Aemter zu bringen — so entscheiden aber im Gegensatz dazu die Sachfragen direkt über Sein und Nichtsein eines Volkes. Und so lange die Frauen zu diesem Volk gehören, ihm auf Leben und Sterben verbunden sind, haben sie ein eminentes Interesse gerade an Sachfragen, und dies macht ihre Forderung, auch da mitzubestimmen, immer dringender je schwerer die Zeiten für unser Land, und je grösser damit die Anforderungen werden, die auch an die Schweizer Frauen gestellt werden!

Es wäre gut und würde der Diskussion über diese wichtige politische Frage viel von ihrer Gereiztheit, Kleinlichkeit, Unduldsamkeit und Verständnislosigkeit ersparen, wenn der Durchschnitts-Mann sich endlich dazu aufraffen könnte, in der Frau nicht immer ein ihm inferiores Wesen zu sehen — nicht nur auf der politischen Ebene — und in der Forderung der Frauen nach dem politischen Mitspracherecht nicht nur die Aeusserung eines Geltungsbedürfnisses, sondern den Ausdruck tiefsten Verantwortungsgefühls dem Land und dem Volk gegenüber, dem wir mit unseren Familien ebenso sehr verbunden sind wie der Mann.

Politisches und anderes

China als Aggressor

Nach langen heftigen Debatten und gegen die Stimmen der Sowjetunion und ihrer Satelliten, sowie von Indien und Burma haben die Politische Kommission der UNO und deren Generalversammlung mit grosser Mehrheit der amerikanischen Resolution zugestimmt, die China um seiner militärischen Einmischung in Korea willen als Aggressor (Angreifer) im Sinne der Charta der Vereinigten Nationen bezeichnet. Ein Komitee hat nun zu prüfen, welche Sanktionen gegen den Angreifer zu erfolgen haben, falls es nicht in letzter Stunde gelingt, mit dem nun erst recht erbosten China wieder ins Gespräch und zu einem Waffenstillstand zu kommen. Mit Bangen sieht man der weiteren Entwicklung der weltpolitischen Situation entgegen.

General Eisenhower

hat seine Rundreise bei den europäischen Staaten des Atlantikpaktes abgeschlossen. Ueber die Resultate seiner Besprechungen mit den Regierungsvertretern aller dieser Staaten hat er ausführlich im Senat, im Kongress der USA und durch eine Radiorede vor dem amerikanischen Volke berichtet. Eindeutig fordert er, dass die Vereinigten Staaten, auch um ihrer selbst willen, ihr bestes tun müssten, Westeuropa mitzuverteidigen. Er betont, dass in Westeuropa die wirtschaftliche Kapazität gross sei und dass sowohl diese, als auch die kulturellen Werte geschützt werden müssten. Widerstandsgeist, den Willen zum Leben als freie Menschen und die Bereitschaft zur Uebernahme der notwendigen Verteidigungspflichten habe er überall gefunden.

Der Bundesrat zum Frauenstimmrecht

Der Bericht des Bundesrates an die Bundesversammlung, den er in Beantwortung des Postulates von Nationalrat v. Roten ausarbeitete, ist der Oeffentlichkeit übergeben worden. Der Bundesrat glaubt, von der Rechtsauffassung, derzufolge das Frauenstimm- und wahlrecht in eidgenössischen Angelegenheiten nur durch eine Verfassungsrevision eingeführt werden könne, nicht abweichen zu sollen. Dass es durch Teilrevision der BV eingeführt werden kann, sei zweifellos. Er hat die Kantonsregierungen befragt, ob sie eine Probeabstimmung unter den Frauen für wünschenswert halten. Acht ganze und fünf Halbkantone sprachen sich dagegen aus; nur Waadt, Uri, Schwyz und Baselland waren dafür. Daher empfiehlt der Bundesrat, davon abzusehen. Er betont — dass er — ohne Stellung für oder gegen das Frauenstimmrecht zu nehmen — eine schrittweise Einführung über die Gemeinden und Kantone als richtiger empfände.

Zur Frage der Preiskontrolle

Die Sozialdemokratische Partei der Schweiz hat in einer Eingabe an den Bundesrat den Wunsch ausgesprochen, dass die eidgenössische Preiskontrolle baldmöglichst wieder eingeführt werden sollte.

Zum Luftschutz

Die für einen allfälligen Luftschutz verantwortliche Institution ersucht die Bevölkerung, die Verdunkelungsvorhänge für den Gebrauchsfall wieder bereit zu halten; auch die Ausrüstung der Hausfeuerwehren soll wieder instand gehalten werden.

Zur Direktorin

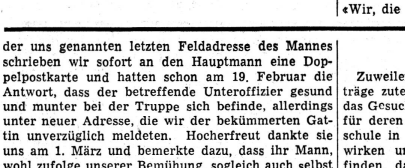
der städtischen Bibliothek von Neuenburg hat der Gemeinderat der Stadt Dr. phil. Claire Rosselet gewählt. Sie ist seit 1919 an der Bibliothek tätig und hatte schon bisher das Amt einer directrice adjointe inne.

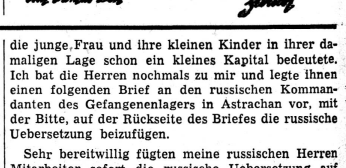
Frauen in Kommissionen

Vom Bundesrat teils neu, teils wiedergewählt wurden: in die Kommission der Berset-Müller-Stiftung Hedwig Merz, Sekundarlehrerin, Bern, Gertrud Liver-Fankhauser, Haushaltlehrerin, Bern; in die eidgenössische Kommission zur Bekämpfung der Rindertuberkulose: Frau E. Wegmann, Neuenburg; zu konsultativen Mitgliedern der Butyra wurden die Frauen Carrard und Blumer ernannt. — Frl. Gabrielle Berthoud, Neuenburg, wurde das Präsidium der Historischen Gesellschaft, Neuenburg, anvertraut.

Eine schöne Aufgabe

Der Wiederaufbau und die Vergrösserung des Genfer Frauenspitals wurden vom Genfer Baudirektor an die beiden Architektinnen Marie-Louise Leclerc und Anne Torcapel vergeben.





---

der uns genannten letzten Feldadresse des Mannes schrieben wir sofort an den Hauptmann eine Doppelpostkarte und hatten schon am 19. Februar die Antwort, dass der betreffende Unteroffizier gesund und munter bei der Truppe sich befinde, allerdings unter neuer Adresse, die wir der bekümmerten Gattin unverzüglich meldeten. Hocherfreut dankte sie uns am 1. März und bemerkte dazu, dass ihr Mann, wohl zufolge unserer Bemühung, sogleich auch selbst schreiben durfte und dass sie nun wieder pünktlich Nachricht erhalte. Ein Jahr später nahm uns die Gattin wieder in gleicher Weise in Anspruch, da die Nachrichten ihres Mannes neuerdings ausblieben, wohl infolge der grossen Truppenbewegungen im Westen. Aber schon nach kürzester Frist hatten wir aus dem Felde vom Führer einer andern Batterie den Bericht in Händen, dass Unteroffizier B. wohlbehalten nun in seiner Truppe sich befinde. Relativ wohlbehalten ist der Mann auch aus dem Kriege heimgekehrt und die Gattin ist von ihrem schweren Leiden wieder genesen, und jetzt noch leuchten mir ihre Augen voll aufrichtigen Dankes schon von weitem entgegen, wenn wir uns zufällig einmal begegnen.

Unsere kurzen schlichten Anfragen auf Doppelpostkarten mit Firma-Aufdruck der «Ermittlungsstelle für Vermisste» bzw. vom «Bureau de recherche des disparus» genossen wohl überall mindestens halbamtliches Ansehen. Wenigstens wurden sie auch von den Militärstellen aller kriegführenden Länder prompt erledigt zum Nutzen ungezählter Familien.

Wie gerne würde ich das Glück der oben erwähnten Gattin auch jener Mutter gönnen, aus deren Blicken ich bei jeder Begegnung heute noch die stumme Frage lese: «Haben Sie denn wirklich gar nichts weiter über meinen Jüngsten erfahren können?»

Andere Aufträge

Zuweilen wurden uns auch recht sonderbare Aufträge zuteil. So galt es z. B. im Sommer 1917, auf das Gesuch der Angehörigen in Kimberley, Südafrika, für deren 18jährige Tochter, Zögling einer Klosterschule in Newhaven, Sussex, einen Reisepass zu erwirken und Reisebegleitung nach der Schweiz zu finden, damit dieses Mädchen ihren Bruder, englischer Internierter in Mürren, besuchen konnte.

Ein andermal sollten wir den Koffer eines deutschen Dienstmädchens, das bei Ausbruch des Weltkrieges in Lyon interniert und später in einem Interniertenzuge nach Deutschland ausgetauscht worden war, herbeischaffen. Der Koffer samt Inhalt war in Lyon zurückgehalten worden. Nach Monaten wurde ich eines Tages auf den Bahnhof gebeten, wo zu unser aller Erstaunen ein ehemals grün bemalter, über und über mit Staub und Schmutz bedeckter Holzkoffer stand. Die hilfreichen Beamten kratzten so lange mit Glasscherben an dem Ungetüm herum, bis die mir von der Eigentümerin seinerzeit genannten Zeichen und Nummern deutlich zum Vorschein kamen, und der Frachtbrief lautete ja auch an das «Bureau de recherche des disparus à Winterthur». Schleunigst wurde dann der Koffer dem Dienstmädchen nach Deutschland nachgesandt und zwar zu meiner grossen Freude franko, also ohne dass weder dem Mädchen noch der Ermittlungsstelle Kosten erwachsen sind.

Ein ähnlicher Fall betraf den Reisekorb eines zirka 70jährigen deutschen Ehepaares, das fast ein Menschenalter in London gelebt hatte und während des Krieges aus England ausgewiesen worden war. In ihrer Verwirrung hatten die Leutchen den Korb in einer Bahnhofhalle in London bei ihrer Abfahrt stehen lassen. Nähere Angaben konnten sie nicht machen, als zirka ein Jahr später der Fall auf Umwegen uns übergeben wurde. Der Jammer um den Korb war gross, da er Kleider, Schuhe und auch etwas Nahrungsmittel enthielt, die die Eigentümer in Deutschland bitter entbehrten. Voll innigem Mitgefühl wandten wir uns an die «Society of Freinds of Foreigners in distress, London», und siehe, nach weiteren zirka drei Vierteljahren, als das Fünklein Hoffnung, den Korb zu finden, auch bei uns längst erloschen war, stellte uns der Camionneur der Firma Böschenstein ein nicht weniger schmutziges, aber auch mit unserer rechtmässigen Adresse versehenes Colli mitten ins Zimmer. Es war der gesuchte Korb!

In den ersten Tagen des Monats Juli 1916 besuchte mich ein Verwandter der Gattin eines österreichischen Ingenieurs, Gefangener in Astrachan am Kaspischen Meer, und unterbreitete mir folgendes Gesuch. Der junge Ingenieur besass eine Lebensversicherung bei der «General Life Assurance Company, London». Diese Police sollte auf Wunsch der beiden Gatten aufgehoben werden und der Rückkaufswert sollte der in Zürich wohnenden Gattin ausbezahlt werden. Die Direktion der genannten englischen Lebensversicherungsgesellschaft erklärte sich damit einverstanden, unter der Bedingung, dass die Unterschrift des Gefangenen auf dem uns für ihn überlassenen Quittungsformular amtlich beglaubigt resp. von einem Offizier der russischen Armee als echt erklärt werde; ferner, dass eine Vollmacht des Gefangenen beigebracht werde, welche seine Gattin ermächtige, das Geld für ihn in Empfang zu nehmen.

Ich besprach mich mit meinen russischen Mitarbeitern. Diese machten mir jedoch keine Hoffnung auf Erfolg. Die Sache liess mir aber keine Ruhe, betrug doch die offerierte Rückkaufssumme, deren Richtigkeit ich an zuständiger Stelle hatte nachprüfen lassen, immerhin 573 Fr., ein Betrag, der für die junge Frau und ihre kleinen Kinder in ihrer damaligen Lage schon ein kleines Kapital bedeutete. Ich bat die Herren nochmals zu mir und legte ihnen einen folgenden Brief an den russischen Kommandanten des Gefangenenlagers in Astrachan vor, mit der Bitte, auf der Rückseite des Briefes die russische Uebersetzung beizufügen.

Sehr bereitwillig fügten meine russischen Herren Mitarbeiter sofort die russische Uebersetzung auf der Rückseite des Briefes bei, erklärten mir aber nochmals bedauernd, dass nach ihren bisherigen, persönlichen Erfahrungen mit einem Erfolg nicht zu rechnen sei. Der verstorbene Herr Stadtammann B., der mir in allen Fällen, wo ich eine amtliche Beglaubigung einer Abschrift oder Uebersetzung irgend eines Originalschriftstückes für zweckmässig hielt, dies gerne besorgte, ohne Verrechnung der ihm zustehenden Gebühren bestätigte, dass er von der Richtigkeit der vorgelegten Papiere persönlich überzeugt sei und drückte das Winterthurer Stadtsiegel auf und dann gab ich die Sendung an den Gefangenen in Astrachan auf den Weg. Genau drei Monate später, am 6. Oktober 1916, traf ein primitiver, zusammengenähter Briefumschlag ein, enthaltend das vom Gefangenen R. M. unterzeichnete Quittungsformular mit der ausdrücklichen Erklärung, dass seine Gattin die Rückkaufssumme statt seiner in Empfang nehmen dürfe und versehen mit der Bestätigung der Echtheit seiner Unterschriften durch den russischen Lagerkommandanten.

Erlebnisse eines Kriegsgefangenen Oesterreichers

In krassem Gegensatz zu dem in manchen Beziehungen gewiss paradiesischen Gefangenenlager Ilha das Flores, erschienen uns im allgemeinen die russischen Lager. Ich lasse hier einiges folgen aus den

Ehrenvolle Anerkennung

erfuhr die Dichterin Cécile Ines Loos, der aus dem Literaturkredit der Stadt Basel eine Ehrengabe zugesprochen wurde.

Anna Siemsen †

In Hamburg, ihrer Vaterstadt, wohin sie zur Leitung des Lehrerseminars 1947 berufen worden war, starb im 69. Altersjahr Prof. Dr. Anna Siemsen. Bis 1933 war sie Professor für Pädagogik in Jena und nach der Vertreibung durch das Hitlerregime fand sie — sie war Sozialistin — Asyl in der Schweiz. In Wort und Schrift hat sich die hochgebildete Frau auch in der Schweiz, zumeist unter den sozialdemokratischen Frauen, aber auch in weiteren Kreisen, für die Ideale des Humanismus eingesetzt. E. B.

Noch ein Parlament? Noch eine Weltkommission?

El. St. Heutzutage mehr als je hat man das Gefühl, der originelle Appenzeller Arzt Sonderegger habe den Nagel auf den Kopf getroffen, als er in seinen «Vorposten der Gesundheitslehre» den Satz geprägt hat, dass die Welt noch heute nicht erschaffen wäre, wenn der Herrgott dies gemeinsam mit einer Kommission hätte besorgen sollen.

Immerhin, die Zeiten sind andere geworden, und der Herrgott war damals allein massgebend. Heute will eben jeder «donner son avis» in jeder Angelegenheit. Um dem dringenden Bedürfnis nach noch mehr Kommissionen abzuhelfen hat ein grosser internationaler Kongress in Genf im Rahmen der Weltbürger-Bewegung das Postulat eines durch die Völker gewählten Parlamentes — eines Weltparlamentes — aufgestellt. Dazu ist eine ähnliche Ordnung, wie wir sie in der Schweiz haben, gedacht: Jedes Land wählt seine Vertreter, die Länder bleiben in ihren Verfassungen autonom, und eine kleine Exekutivbehörde wäre dem Parlament, und nicht den einzelnen Regierungen verantwortlich.

Wenn wir die Geschichte des ersten Völkerbundes, die Schwierigkeiten der Vereinigten Nationen überlegen, so glauben wir, dass dieses neue Projekt hervorgegangen aus dem grossen Idealismus der «Weltbürger» kaum erfolgreicher arbeiten und wirken könnte als die beiden anderen.

Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil eine solche Organisation des staatlichen wie des zwischenstaatlichen Lebens auf einer demokratischen Grundlage aufbauen muss, die nicht ein neu entdecktes Credo ist, sondern die sich in unendlich langen Generationenreihen im Zusammenleben verschieden gearteter staatlicher Körperschaften bewährt hat.

Wenn die vier verschiedensprachigen, verschiedengläubigen Bevölkerungen in der Schweiz sich zu einem so festen Ganzen zusammengekittet haben, so beruht diese Einigkeit heute auf einer langen historischen Tradition.

Zugegeben — im grossen liegen die Verhältnisse für die Völker der Welt heute ähnlich, wie damals für die Eidgenossen, als sie den «Bund» gründeten. Sie hatten einander damals eben so nötig, wie wir heute in der ganzen Welt einander in gutem Wollen nötig hätten. Aber da wo grosse Länder, mächtige Staaten sich im Interesse des Wohles der ganzen Menschheit einige schillernde Federn aus dem Pfauenschwanz ihrer nationalen «Superiorität» müssten ausrupfen lassen — dann ginge es beim Weltbürger-Parlament gewiss ganz ähnlich wie in der Uno, im alten Völkerbund seligen Angedenkens, in all den grossen Konferenzen — die alle noch nicht genug Einigkeit und sittlich-religiöse Kraft gehabt haben, der Welt den Frieden zu sichern.

Wir unterschätzen den Wert und die Bedeutung der Weltbürgerbewegung sicher nicht. Auch sie ist eine Kraft «des guten Willens» und wird mit Segen arbeiten, wenn sie an den Menschen selber arbeitet, gegen den Egoismus des einzelnen, den Despotismus der Staaten und gegen den wahnsinnigen Glauben, der Krieg müsse sein, um Meinungsverschiedenheiten zwischen den Regierungen aus der Welt zu schaffen.

Die Weltbürger sollen als erstes, wichtigstes Postulat auf ihr Arbeitsprogramm setzen, dass allen Völkern verfassungsmässig das Recht gegeben wird, durch Abstimmung über Krieg oder nicht Krieg selber zu bestimmen, damit diese weltwichtigen Entschlüsse nicht nur in der Hand der Regierung und damit einiger einzelner liegen, die trotz besseren Wissens nicht die sittliche Kraft haben, den Krieg abzulehnen, als Mittel zu ihren ja doch nur machtpolitischen Zielen.

Das ist der einzige Weg, der Erfolg verspricht im Kampf gegen den Krieg. Denn wo würden, da wo Väter und Mütter, Arbeiter und Bauern, Männer und Frauen (ja, eben Frauen!) die Möglichkeit hätten, das ganze namenlose Elend des totalen Krieges zu verhindern noch Kriege «beschlossen» werden? Etwa da wo man ihn am eigenen Leib und Volk erlebt hat?

In dieser Richtung sollte die Arbeit nun einmal international und intensiv aufgenommen werden — alles andere ist gut gemeint, wird aber zu keinem positiven Resultat führen, solange das Schicksal der Völker in den Händen einiger weniger — leider in den meisten Fällen gewissenloser Diktatoren liegt. Auch dieser Weg wird nicht von heute auf morgen seine Früchte tragen, und heute, wo die ins letzte gehende Kriegsbereitschaft einiger machthungriger Diktatoren — ihre Völker sehnen sich sicher ebenso sehr nach Frieden wie wir — wie eine entladungsbereite Gewitterwolke über der ganzen Welt liegt, wird man sich, ebenso stark wie mit dem Problem Krieg, mit demjenigen des Kampfes um Recht, Gerechtigkeit, Freiheit auseinandersetzen und aus dieser geistigen Auseinandersetzung seine Konsequenzen ziehen müssen: Erziehung jedes einzelnen zu diesen drei grossen Menschheitsidealen, das ist das Gebot der Stunde — keine neuen Kommissionen. Diese Arbeit muss persönlich von jedem einzelnen geleistet werden.

Der Schweizer und sein Heim

Kürzlich kam es nach Jahren wieder einmal vor, dass meine Frau und ich nach einem Theaterbesuch gegen 11 Uhr nachts den Beschluss fassten, noch in irgendein Lokal zu gehen und einen Tee zu trinken. Sonst kehrten wir immer heim, da wir es viel angenehmer finden, daheim noch eine Kleinigkeit zu essen und uns dann zu Bett zu legen. Niemals würde es uns einfallen, am Abend in die Stadt zu fahren, wäre es nicht, um ein Konzert anzuhören, Freunde bei sich zu treffen oder ähnliches, und wir haben auch die Angewohnheit, selber unsere Bekannten einzuladen, statt uns mit ihnen in einem Tea-Room zu verabreden. Diesmal also fanden wir es einfacher, einzukehren ... und es ergab sich das für uns völlig Neue und Ueberraschende, dass in keinem der Restaurants, die wir betraten, ein leerer Tisch aufzutreiben war. Selbst leere Sessel gab es kaum, so dass wir uns nach längerem, vergeblichen Versuchen dazu entschlossen, doch lieber nach Hause zu gehen. Dort aber ging mir das Gesehene durch den Kopf. Es war ein gewöhnlicher Wochentag ohne besondere Ereignisse. Es war keine spezielle Veranlassung vorhanden, in der Stadt zu sein und noch einzukehren. So musste ich es als eine üble Gewohnheit der Menschen nehmen, sich am Abend um 11 Uhr, sei es nach dem Kino, sei es überhaupt ganz unabhängig von einer vorausgegangenen Zerstreuung, nicht heim zu begeben ... Sicher sassen viele seit zwei oder drei Stunden im Lokal, und ob sie das taten, um dort Dinge zu besprechen, oder ob sie es taten, um der eigenen Wohnung zu entfliehen, ist eine Frage, die der Ueberlegung wert ist, denn sie greift weit hinaus über das einfache Geschehen. — Wir haben ja schon manchmal festgestellt, das der heutige Mensch Furcht hat, sich mit sich selber oder mit Problemen zu beschäftigen, die für ihn von Wichtigkeit sind. Er drängt nach aussen, deshalb liebt er das geöffnete Radio, das ihm leichte Musik vorgaukelt und so ein Geräusch verbreitet, das ihn am Nachdenken verhindert. Er liebt das Kino, wo ein Traumschicksal an ihm vorüber zieht, wie es auch im Land der unbegrenzten Möglichkeiten nicht möglich ist, sondern dort den Amerikanern ebenfalls etwas zeigt, was nie existieren kann: Tausende von glücklich tanzenden Girls oder Mord und Totschlag in einer sich gegenseitig verprügelnden Stadt. Er verlässt den Saal, und der Inhalt des Gesehenen ist bereits vergessen. Aber nun besteht die Gefahr, dass er heimgekehrt, eine Stunde mit sich allein ist — oder in Gesellschaft seiner Familie, die genau so eingestellt ist wie er. So flüchtet er in eine Gaststätte, vorzugsweise mit einem Klavierspieler, wo er die anderen anschaut, von sich abgelenkt wird und «Zerstreuung» findet. Er ist nicht «allein», dessen ist er sicher — und wir konnten dies leicht merken, denn wahrhaftig entdeckte man da friedliche ältere, rundliche Frauen in den Fünfzigern neben jungen Männern und Mädchen zwischen zwanzig und dreissig, die nichts von Swinggirls an sich hatten, vielmehr einen «bürgerlichen» Eindruck machten. Sie tranken auch keineswegs Alkohol, da es sich ja zumeist um alkoholfreie Lokale handelte, in die wir hineinschauten. Von «Nachtleben» und Zügellosigkeit konnte tatsächlich keine Rede sein, niemand war da, um sich zu «amüsieren». Das erfüllte uns zuerst mit Ueberraschung, dann mit einer Art von Schrecken, und schliesslich dünkte es uns nützlich, darüber an das «Volk» zu berichten. Denn wir sind überzeugt, das spielt sich nicht nur in Basel, Bern oder Zürich, sondern auch in kleineren Orten ab, — oder ist da ein Unterschied zwischen Schaffhausen und Biel?

Wir möchten das alles, wie schon angedeutet, für ein Zeichen der Zeit nehmen, — um so erstaunlicher übrigens, als ja unendlich viel Bücher auf dem Markt erscheinen, die doch sicher verkauft — und also auch gelesen werden. Wann aber hat ein Arbeitender Zeit, sich durch einen umfangreichen Roman zu schlängeln, wenn nicht in den Abendstunden? Die Vierzigjährigen, denen wir in den Gaststätten begegneten, leben sicher nicht von ihren Renten, sie sind tagsüber in ihrem Beruf, und wahrscheinlich einem anstrengenden, beschäftigt. Eine Diskussion über die Frage: Warum bleibt der Schweizer des Abends nicht gern daheim?, sollte zur Aufklärung über etwas nur scheinbar Nebensächliches beitragen.

Eric Munk

DITZLER
CONFITÜREN
... Für den Kenner ein Begriff
Generalvertrieb:
Lüchinger & Cie. AG., Eier-Import,
Basel, Zürich, Bern, St. Gallen, Luzern, Buchs

Graubünden hat eine reiche Lawinengeschichte

Das älteste bekannte Lawinen-Unglück traf Davos im Jahre 1609, wo im «Dörfli» viele Häuser und an die 30 Ställe verschüttet wurden und 21 Personen den Tod fanden. Im Winter 1689 kamen in Saas im Prätigau viele Leute in einer Lawine um, und am 6. Februar 1720, verschüttete eine Lawine das Unterengadiner Dorf Fetan, zerstörte 15 Häuser und vernichtete dabei 36 Menschenleben. Wie alten Chroniken zu entnehmen ist, wurde das nun wiederum so schwer heimgesuchte Oberländer Dorf Vals schon 1812 von einem ausserordentlich schweren Lawinenunglück betroffen. Es sollen damals 30 Ställe mit Vieh und Heu unter den riesigen Schneemassen begraben worden sein, und es dürfte auch Menschenopfer gegeben haben, obschon von solchen nichts gemeldet wird. Ferner haben im Prätigau von 1608 bis 1876 die Lawinen allein im St. Antöniental 38 Häuser, über 200 Ställe und vier Sägereien zerstört. 43 Personen verloren dabei ihr Leben, und ungefähr 130 Stück Vieh gingen zugrunde. Man erinnert sich auch noch sehr wohl an die Schreckenstage vom Februar 1935, als eine Lawine vom Kühnihorn herabstürzte, zwei Häuser, 10 Ställe und eine Sägerei zertrümmernd, sieben Menschenleben fordernd und 20 Stück Vieh unter sich begrabend.

In St. Antönien ist jetzt übrigens das letzte Stück Wald, das 1935 nicht zerstört wurde, durch den diesjährigen Lawinenfall völlig weggefegt worden. Auch das Unterengadiner Dorf Manas wurde durch Lawinensturz seines Schutzwaldes beraubt und musste evakuiert werden. Aber auch noch viele andere Dörfchen besitzen nur noch einen spärlichen Rest ihres Alpenwaldes, der ihnen bei grösseren Lawinenstürzen keinen Schutz mehr zu bieten vermag. So entspricht es denn nur den Tatsachen, wenn gesagt wird, dass in manchen bündnerischen Gebirgstälern kaum ein Haus steht, dessen Bewohner sich jahraus, jahrein gänzlich sicher fühlen können, obschon unzählige Häuser, Ställe und Alphütten mit sogenannten «Ebenhöch» versehen worden sind, die jedoch lediglich bei kleineren Lawinenrutschungen etwelchen Schutz bieten. Es sei daran erinnert, dass man unter dem Eindruck des St. Antönier Unglücks vom Jahre 1935 seinerzeit an die Projektierung einer Schutzverbauung für dieses Tal herangetreten ist. Da sich in den nachfolgenden Jahren dann weiter keine Lawinengefahr mehr zeigte, wurde es still um das Projekt und es blieb unausgeführt.

Hilfsaktion für Flüchtlingskinder

Wir freuen uns, wiederum den Eingang von 19 Spenden für unsere kleine Flüchtlingsfamilie in Fehraltorf melden zu können. Es gingen ein:

Frau E. G., M-d-B. Fr. 10.—; Frau Pf. R., W. 10.—; Frau Dr. W., K. 5.—; Frl. M. B., Z. 20.—; Frau B. R., B. 5.—; Frau D. R.-Sch., B. 30.—; Frl. F. L., Ch.d.F., 35.—; Frl. M. St., G. 10.— Frl. C. Ue., Z. 10.—; Frau Chr. T-F., Sch. 20.—; Schw. H. St. G., H. 10.—; Frau Dr. M. H., Z. 10.—; Frl. J. H., Z. 20.—; S. & Co., H. 10.—; Frl. M. M., B. 20.—; Frl. D. P., Z., 50.—; R. C., W. 50.—; Frl. L. W., Z. 10.—; Frl. M. St., Z. 100.—. Total 435.—

vorher schon gemeldet 1633.—

bis jetzt total Spenden Fr. 2068.—

Herzlich danken wir allen freundlichen Spendern und freuen uns auf weitere Zuwendungen. Postcheck III 13 067 Bern.

Das Schweizer Bundesfeier-Komitee

schreibt uns: Der Abschluss der Jahresrechnung ergibt einen Reinertrag der vergangenen Aktion von 1 151 200 Franken. Gegenüber dem Vorjahr bedeutet das ein Mehr von 151 200 Franken. Von diesem Betrag gehen 1 079 000 Franken an das Schweizerische Rote Kreuz und 72 200 Franken an die Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte. Bei diesem Anlass spricht das Schweizerische Bundesfeier-Komitee all denen, die in irgend einer Form für die Aktion eingetreten sind und auch allen Spendern den besten Dank aus.

Eine Tagung der Berufsverbände

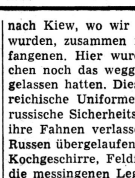
Unter den Auspizien des Bundes Schweizerischer Frauenvereine tagten am 27. Januar die Delegierten der Berufsverbände in stattlicher Zahl in Zürich.

Die Traktandenliste wies die Orientierung über zwei aktuelle Gesetzesvorlagen auf: nämlich über das Bundesgesetz über Arbeitsvermittlung durch Fräulein Dr. N. Jaussi, vom Biga Bern, und über das Bundesgesetz über die Arbeitslosenversicherung, durch Fräulein Maria Oechslin, Schaffhausen, Mitglied der Expertenkommission.

Da diese Vorlagen noch nicht in die allerletzten Einzelheiten fertiggestellt sind, so verzichten wir auf ein Eingehen in die interessanten Referate, dies um so leichter, als uns zu angemessener Zeit von diesen kompetenten Kennerinnen der ganzen Probleme, eingehende Orientierung in Aussicht gestellt ist. Das gleiche gilt von dem Vortrag von Fräulein Dr. Hörni über das alte und harte Problem: Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit.

Lebhafter wurde die Diskussion unter den Delegierten, nachdem die beiden bewährten Sekretärinnen, Mitbegründerinnen und langjährigen Mitarbeiterinnen am Schweiz. Frauensekretariat, Anna Mürset und Gertrud Niggli über die Leistungen des Frauensekretariats für die Berufsverbände Aufschluss gegeben hatten.

Seit der Gründung dieser Institution, und ganz besonders seit ihrer Neu-Organisation, seit ihrer Uebernahme durch den B. S. F. ist ausserordentlich viel und wichtige organisatorische, aufklärende und frauenbildende Arbeit geleistet worden. Die Berufsbilder der verschiedensten Frauenberufe,



Halbleinen
gezwirnt, rasengebleicht, 170 cm breit, Fr. 9.— per Meter
Leintuch, 170/270 cm, Fr. 25.60
Umsatzsteuer inbegriffen
Pfeiffer & Cie., Pelikanplatz 15
Tel. Zürich 25 00 93
Mollis 058/4 41 64

mir von einem Oesterreicher nach der Heimkehr überbrachten Aufzeichnungen über seine Erlebnisse im Krieg und in der Gefangenschaft, die ich s. Z. ausgearbeitet habe. Der Mann war bis zum Kriegsausbruch in der Firma Gebrüder Sulzer in Winterthur angestellt gewesen. Er war in der Nähe von Tarnopol gefangen genommen worden und befindet sich auf dem Gefangenentransport gegen die russische Grenze zu. Er berichet:

«Wir mochten ungefähr 20 km marschiert sein, da konnten wir Verwundete uns nicht mehr weiter schleppen. Schon wollten die Kosaken uns mit der Peitsche weiter treiben, als ein russischer Unteroffizier auf sie einredete. Wir Verwundete durften uns hernach rücklings auf einen Wagen setzen. Selbst ich wäre nicht imstande gewesen, auch nur einen Kilometer weit mich noch zu schleppen, so schmerzte mich die Wunde; war ich doch nur mit trockenem Verbandstoff verbunden worden. Wenn von den andern, die noch marschieren mussten, einer etwas zurückblieb, gleich trieben ihn die Kosaken mit der Peitsche wieder vor. Ging es bergab und fuhren die Wagen etwas schneller, so blieb den armen Gefangenen nichts anderes übrig, als nachzulaufen. Wir mochten ungefähr 40 km hinter uns haben, so brach der Spion, wie sie einen armen, unglücklichen Juden, Zivilgefangener aus der Gegend von Tarnopol, nannten, zusammen. Ach wie schlugen sie ihn mit dem Rufe: «Stah wei», was wohl heissen sollte: «Steh auf»; aber wie sollte der noch aufstehen können nach solchen Misshandlungen und nach dreitägigem Hungern! Als das Schlagen nichts mehr half, warfen sie ihn auf unsern Wagen. Nach einer Weile bemerkte ich, dass er den Verstand verloren hatte; wild riss er an seinem spärlichen Haar und furchtbare Töne stiess er aus, worüber das Kosakengesindel nur lachte. Diese rohe Bande schlug sogar ihre eigenen Leute von der begleitenden russischen Infanterie, wenn sie zurückbleiben wollten. Die Kosaken hatten gut sitzen auf ihren Pferden! Frauen und Greise standen oft mit Kübeln voll Wasser an der Strasse, um uns Gefangenen Wasser zu reichen. Die Kosaken liessen sich solches geben, stiessen dann aber mit Hohngelächter die Kübel um und wir mussten zusehen, wie die ausgetrocknete Strasse das köstliche Nass verschlang. Bei uns auf den Wagen ging es ja noch an, aber die Marschierenden klagten immer mehr über heftigen Durst, hatten wir doch in grösster Hitze schon 45 km eiligst zurückgelegt. Weiter gings bis zu einem Sumpf. Hier befahl uns der Kosakenanführer, unter allgemeinem Hohngelächter seiner Kameraden, zu trinken. Wahrhaftig, die Verschmachtenden warfen sich schleunigst hin und tranken vom Schlamme, trotz dem ekelhaften Geruch. Ein Kamerad brachte auch mir davon auf den Wagen. Ich konnte mich aber nicht überwinden, davon zu trinken.

Das war der Anfang unserer Kriegsgefangenschaft! Die bange Frage drängte sich uns auf: Wie wird es wohl erst sein auf russischem Boden? Die Marschierenden klagten immer lauter, sie könnten nicht mehr gehen, man möchte sie doch lieber hier umkommen lassen. Die Kosaken kannten aber kein Erbarmen. Immer wieder sauste ihre Peitsche auf uns nieder. Spät am Abend erreichten wir unser Ziel, wo wir einwagoniert werden sollten. Und wirklich, wir hörten schon das schrille Pfeifen von Lokomotiven. Wir hatten eben die östliche Grenzstadt passiert. Nun gings über eine Brücke, an den Zollhäusern vorbei, und wir befanden uns auf russischem Gebiet. Bald darauf langten wir in der russischen Stadt Bodwoizga an. Von der letzten österreichischen Grenzstadt bis hieher auf den Marktplatz stand russische Infanterie Spalier, damit keiner von uns entweiche. Kaum war aber Halt geboten, so fielen viele wie tot hin. Der Kosakenanführer meldete auf einem gegenüberliegenden Gebäude den Gefangenentransport an, worauf bald eine grössere Anzahl höhere russische Offiziere mit Aerzten erschien, die die Gefangenen nach ihrem Befinden und nach ihrer Herkunft ausfragten. Da viele der Herren deutsch sprachen, so konnten wir unser Leid klagen. Die untersuchenden Aerzte schüttelten sehr oft den Kopf, so bedenklich stand es um die Gestürzten. Zu unserm Wagen kam auch ein greiser russischer General, von seinem Stabe begleitet. An unserm Edelweiss auf dem Blusenkragen erkannte er sofort, dass wir zum Tiroler Schützen-Regiment gehörten. Schnell fassten wir ein Herz zu ihm und erzählten ihm alles von der rohen Behandlung durch die Kosaken. Da die begleitende russische Infanterie unsere Aussagen bestätigte, wurde der Kosakenanführer verhört. Er leugnete zwar, aber es half nichts. Er musste seinen Oberkörper entblössen und bekam 20 Hiebe mit der Peitsche über den Rücken. Das war noch viel zu wenig für das Scheusal; aber doch waren wir froh, zu sehen, dass es auch unter den Russen noch teilnehmende Menschen gab. Die Kosaken hatten wir nun los. Mit Infanteriebegleitung gings auf den Bahnhof. Dort wurden wir Verwundete frisch verbunden und um 10 Uhr nachts wurden wir alle einwagoniert. Den Spion trieben sie auch zu unserem Wagen. Er sollte nach Kiew kommen vor das Kriegsgericht. Aber mehrmals sank er hin. Von Kolbenstössen wieder aufgetrieben, langte er schliesslich beim Wagen an, stürzte wieder, um nicht mehr aufzustehen. Der Tod hatte den Unglücklichen erlöst. Am folgenden Morgen um 10 Uhr langten wir in Proskurow an. Dort wurden wir Verwundete in ein Spital verbracht. Die anderen wurden nach Kiew verschickt. Nach zweiwöchentlichem Spitalaufenthalt kam ich als geheilt mit noch 44 Mann nach Kiew, wo wir in einer Festung untergebracht wurden, zusammen mit ungefähr 2000 anderen Gefangenen. Hier wurde den Gefangenen von Tschechen noch das weggenommen, das die Russen übrig gelassen hatten. Diese Tschechen trugen noch österreichische Uniformen, aber sie vertraten schon die russische Sicherheitswache. Es waren dies Leute, die ihre Fahnen verlassen hatten und freiwillig zu den Russen übergelaufen waren. Mäntel, Decken, Wäsche, Kochgeschirre, Feldflaschen, Hosenriemen, ja selbst die messingenen Legitimationskapseln rissen sie uns weg. Da muss man sich nicht wundern, dass es so viele Vermisste gibt. Wie mancher starb bald darauf, ohne dass er imstande gewesen wäre, Angaben über seine Herkunft zu machen, und den Toten fehlte dann das Erkennungszeichen. Am Abend wurden wir wieder einwagoniert und weiter gings bis Omsk, wo wir am 5. Oktober 1914 anlangten. Die Verpflegung unterwegs war ziemlich gut, aber um so schlechter die Behandlung durch die Bevölkerung, die uns bei Ankunft und Abgang an den Stationen verhöhnte und uns mit Steinen bewarf. — Die folgende Nacht verbrachten wir auf einem Schlepper, wo uns Ungeziefer massenhaft überfiel. Am 6. Oktober, 5 Uhr morgens, wurden wir auf einen Dampfer umgeladen und wie Heringe zusammengepfercht. Dann gings auf dem Strome Irtisch stromabwärts nach Tobolsk, von dort auf einem Nebenfluss Tobol nach Tiemen, wo wir ausgeschifft und in einer alten Kaserne untergebracht wurden, wo früher auch japanische Gefangene 18 Monate lang geschmachtet hätten. Die Bevölkerung beschenkte uns hier vom Hafen bis zur Kaserne mit allerlei Esswaren. Wir freuten uns sehr über die freundliche Gesinnung. Die Behandlung von Seiten der Bewachung, die asiatischen Truppen angehörte, war um so schlechter.

(Fortsetzung folgt.)

Wäsche schonen mit KOLB'S
Seifenflocken „Weisse Taube"
J. KOLB Seifenfabrik ZÜRICH

Abklärung der Lehr- und Anstellungsverhältnisse, unzählbare Eingaben an Behörden usw. Ausserordentlich wichtig für die Vereine sind die oft erscheinenden Mitteilungen aus der Frauenbewegung der Schweiz und des Auslands; auch Radio und Presse sind dankbare Nutzniesser davon. Gross ist der direkte und der indirekte Einfluss der vom Sekretariat ausgeht, der indirekte geistige Einfluss ist vielleicht noch wichtiger als die sichtbaren Leistungen, vor allem der ständige Hinweis auf Solidarität. Aber was nützt alles Wohlwollen, alle Inanspruchnahme des Sekretariats durch die Organisationen, wenn sie nicht bereit sind es richtig zu finanzieren! Die permanente Arbeit für die weibliche Berufsberatung, für die berufliche Literatur, für die Berufsgruppen usw. kann ohne die nötigen Mittel nicht durchgeführt werden, und doch bilden gerade die Berufsbilder oft die Grundlage für weitere Arbeiten und Eingaben.

Für die Volkszählung müssen jeweils wichtige Vorarbeiten gemacht werden, damit die Frauenberufe in den richtigen Kategorien aufgeführt werden.

In der nachfolgenden Diskussion kam die Anerkennung der Verbände zum Ausdruck, und allerseits wurde die grosse Bedeutung des Frauensekretariates für alle Frauenarbeit in der Schweiz und die grosse Leistung, die es jahrein und jahraus bewältigt, dankbar hervorgehoben. El. St.

Von Büchern

Moderne Malerei, von Doris Wild. Büchergilde Gutenberg, Zürich.

Die breite Oeffentlichkeit steht seit langem der modernen Malerei ratlos, wenn nicht gleichgültig gegenüber, und daher ist das Unterfangen der Büchergilde, ein Werk über die Malerei seit dem Impressionismus herauszugeben, ein sehr löbliches, besonders wenn man an die erschwinglichen Preise der Gildenbücher denkt. In Doris Wild, der beliebten Leiterin von Volkshochschulkursen, fanden die Herausgeber eine Interpretin, welche mit viel Fleiss einen Querschnitt durch das Labyrinth der modernen Malerei zu geben sucht — eine mühsame und heikle Arbeit um die herum die meisten Kunsthistoriker einen ängstlichen Bogen ziehen. Die Verfasserin verfolgt jedoch offensichtlich keine wissenschaftlichen Ziele, denn die Zahl der sachlichen Fehler ist ziemlich gross, wenn man pedantisch sein will, und auch die Bildbeschreibungen lassen sehr oft an eingehender Charakterisierung zu wünschen übrig. Doch darf man nie vergessen, dass die Vollendung eines Werkes über dieses Thema fast die Arbeit eines ganzen Lebens in Anspruch nähme, und dass es für einen Kunsthistoriker immer schwer ist, allgemein populär-verständlich und doch wissenschaftlich exakt zu schreiben. Und da dieses Buch für einen breiten Leserkreis gedacht ist, wird es seiner Aufgabe sicher gerecht werden, nämlich der, das Verständnis und die Kritik für die moderne Malerei zu wecken. Denn die Reproduktionen sind sehr gut. uhu.

Turnen und Sport im Dienste der Menschenbildung

Diese interessante Einstellung einer erfahrenen Erzieherin zur Frage des Sports und des Turnens ist in der kleinen Broschüre im Verlag der Schweiz. Lehrerinnenzeitung oder bei Frl. Helene Stucki, Schwarzenburgstr. 17, Bern, zum Preise von 40 Rappen zu beziehen.

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, 12. Februar, 17 Uhr: Vortrag von Margrit Forrer-Birbaum (Zürich-St. Gallen). 1. Teil: Geschichte des Tanzes mit Lichtbildern. 2. Teil: Ueber die Arbeitsbedingungen der Tänzerinnen an den sieben Berufstheatern der Schweiz. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Solothurn: Verein für Frauenbestrebungen. Film- und Teeabend. Samstag, 17. Februar 1951, 20 Uhr, im alkoholfreien Gasthaus «Hirschen», Hauptgasse 5, Solothurn. Programm: Landi-Erinnerungen: «Ein Werk, ein Volk» (Tonfilm). Ansprache von Dr. Edg. Steuri, Zentral-Sekretär des Schweizerwoche-Verbandes, Solothurn: «Die Frau in der Schweizer Industrie» (Tonfilm). Gemütliches Beisammensein bei Tee und Unterhaltung, Tombola, usw. Wir bitten unsere Mitglieder und Freunde, für unsere Tombola etwas beitragen zu wollen. Grössere und kleinere Gaben können einem unserer Vorstandsmitglieder oder im Büro des «Hirschen» abgegeben werden, bitte bis spätestens 14. Februar. Wir danken zum voraus vielmals. Bitte reservieren Sie auch diesen Abend und bringen Sie Freunde und Bekannte mit, besonders auch Alleinstehende, Männer und Frauen.

Richtigstellung

Der Verein für Pflegekinder-Hilfe, vormals «Verein für gute Versorgung armer Kostkinder», musste in letzter Zeit verschiedene Male erfahren, dass er mit dem Verband «Pflegekinder-Aktion» verwechselt wurde, oder fälschlicherweise angenommen wurde, dass er sich demselben angeschlossen habe. Zur Richtigstellung möge gesagt sein, dass unser Verein nach wie vor selbständig bleibt. Er besteht seit dem Jahre 1910 und wirkt seither in unveränderter Weise zur Betreuung der Pflegekinder und zur moralischen und finanziellen Unterstützung der, von den Behörden vollanerkannten Pflegeeltern. Die finanziellen Mittel fliessen aus freiwilligen Beiträgen der Mitglieder, Geschenken und Legaten zusammen.

Radiosendungen für die Frauen

sr. Montag, 12. Februar, werden um 14 Uhr in der Sendung «Wir Frauen in unserer Zeit» Berichte aus dem In- und Ausland geboten. — Mittwoch, den 14. Februar, setzt Hans May seine Hörbilder «Zwüsched Schuelstube und Elterehuus» um 14 Uhr mit der schicksalsschweren Frage: «Langets ächt i d'Sekundarschuel?» fort. — Donnerstag, 15. Februar, wird um 14 Uhr die Sendung «Notiers und probiers» gebracht. — «Die halbe Stunde der Frau» am Freitag, 16. Februar, um 14 Uhr, ist folgenden Beiträgen gewidmet: «Vorsicht unter der Wohnungstür» von Max Bobst, «Takt macht das Leben leichter» (Monique Humbert) und der vierten Sendung im Zyklus «Richtig atmen»: «Asthma und Sprechstörungen» von Milla Cavin.

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. (052) 2 68 69

Eine Klassenzusammenkunft

Ob es so etwas wie eine Mode ist, diese sich häufenden Klassenzusammenkünfte? Aber auch eine Modeströmung hat ihre tiefern Beweggründe. Entspringen sie in diesem Falle vielleicht dem vermehrten Bedürfnis des Zusammenschlusses Gleichaltriger, weil wir in einer für die alte Generation schwer fasslichen Zeit leben, die uns fühlen lässt, dass jung zu jung und alt zu alt gehört? In einer Zeit, in der die Angst wacher ist, was wiederum die Herde der Gleichfühlenden zueinanderdrängt. Wir noch Traditionsgeladenen flüchten wohl auch besonders gerne in die Welt der Erinnerungen und hin zu denjenigen, die diese mit uns teilen.

Ich selber hatte mich gelegentlich kaum gefreut auf diese Klassenzusammenkunft, auf die unsrige, erste nach 45 Jahren seit Schulaustritt; oder doch nur auf das Wiedersehen mit den Wenigen, mit denen man die Fühlung nie verloren hatte. Aber wie stak man im Banne dieses eigenartigen Treffens nach wenigen Minuten! Grossmütter die meisten — so nett und adrett und strahlend! Da waren ja wieder das Trineli, Lineli, Fineli! Tränen der Rührung sah man und es wurde wohl auch geküsst, um diese zu verbergen. Alles duzte sich, wenn man sich auch den Kopf zerbrach, wo man das Emmeli, das einen noch so gut kannte und sich erinnerte, dass man seine Zöpfe an die Banklehne gebunden hatte — und dies ausgerechnet in der Religionsstunde — ja, wo man dieses Emmeli hin tun sollte. Die Eine kannte man noch so gut an der Bewegung, wie sie das Haar — ach das so schütter gewordene — aus der Stirne strich und jene Andere am ersten Ton des Lachens. Man schüttelte Stattlichen die Hände. «Hei, wie hast Du Dich noch gemacht!» Dürftige Gestältchen nahm man um die Hüften; was mochte alles über sie ergangen sein, über diese Kleinen, Feinen! «Ach Du, Klärli, so gut aussehend trotz dem Schnee auf Deinem Haupte, Du lebtest doch hinter dem Eisernen Vorhang?» «Noch immer lebe ich da mit drei grossen Töchtern und einem fremden Pflegekind dazu». Da, unter dem grossen Hut die Lizz! «Du sollst ja eine Dichterin geworden sein.» Oder Jahrzehnte der Schwere im Nachbarland mochten das intelligente, leichtfertige Mädchen zur Künstlerin gereift haben. Merkwürdig, wie die Schönheit der Frauen oder unsere Begriffe davon sich gewandelt oder verschoben hatten. Wer hätte vom Rösli gedacht, dass es solch' allerliebste Frau würde! Und wer würde es heute glauben, dass seiner Zeit eine Locke von Mary in der Kantonsschule versteigert wurde! Ach, da waren die drei, aus denen Lehrerinnen geworden waren, Zierden unserer Schulen. Im Leben mag man sie an ihrer Haltung als solche erkennen, jetzt aber waren sie nur heiter-übermütige Frauen. Dort das schlichte Klärli — natürlich immer noch diese abwesenden Augen — wenige nur wissen darum, dass sie die Gattin eines namhaften Dramatikers und selber eine Schriftstellerin und überdies eine Freifrau geworden war. Hier galt nur der alte Name. Wirklich, Krankenschwester sei sie geworden, die Toni mit dem dunklen Lachen und übe den Beruf noch immer aus, nach langen Jahren in Afrika, und früher Witwenschaft. Wie viel Ausgeglichenheit das immer noch schöne Gesicht ausstrahlte! Die damals so scheue Anny, pensionierte Bankbeamtin heute, gerade sie war es, die keckmunter die Anwesenden begrüsste und zu wissen tat, wie dies seltene Treffen überhaupt hatte zustande kommen können.

Wir hörten nun, dass von 73 Ehemaligen aus drei Parallelklassen 49 erschienen waren. Eine Anzahl ist uns schon im Tode vorangegangen, ach das Gretli, ach die Lisel und die schöne Sophie! Mehrere konnten wegen Krankheit, andere wegen zu grosser Entfernung der Einladung nicht folgen. Einige hatten heimwehkranke Briefe aus fremdem Land geschrieben. Die Adresse einer Einzigen hatte man nicht in Erfahrung bringen können. Aber vielen kam man auf sonderbaren Umwegen auf die Spur, nachdem man sie schon als «unauffindbar» notiert hatte. Die Adresse einer in England Lebenden war zum Beispiel über San Franzisco eingegangen, durch diejenige Klassengenossin, die wohl das bewegteste Leben von allen hinter sich hat. Wie schrieb doch die Julie aus Jerusalem. «Es war schwer in Deutschland und war es immer noch im Anfang in Palästina, aber es ist etwas Wunderbares, im heiligen Lande leben zu dürfen!»

Verschiedene meldeten sich mit Beiträgen zur Unterhaltung. Es waren eigentlich nicht diejenigen, von denen man etwas erwartet hätte, die besten oder keckesten Schülerinnen von damals. Andere, die wir noch als Träumerinnen gekannt, wollten zeigen, dass sie das Kröpfchen später auch aufgetan hatten. Man lachte herzlich und traut über die Darbietungen, die uns unsere damaligen Dummheiten, Schwärmereien, Keckheiten und Schwächen der Lehrer in Erinnerung zurückriefen. «Hab' oft im Kreise der Lieben», hatte jemand zu singen begonnen ... und niemand wäre befremdet gewesen, wenn man sich dazu im Kreise die Hände gereicht hätte. Man fühlte sich so ganz unter sich und ganz in die Jugendzeit untergetaucht.

Zwischen der herrlichen mittäglichen Kinderfestbratwurst und dem noch herrlicheren Tee machte man mit zwei Cars alpins eine Fahrt, mit der man den aus der «Fremde» Heimgekehrten sagen wollte «schaut, dies war und ist Eure Heimat, diese Sonnenflecken im Rheintal und diese düsterherrlichen Wolken überm Bodensee, sie grüssen Euch.» Wer zahlte diese wunderschöne Fahrt, bei der man immer wieder Platz wechselte und wieder neben einer Neuen höckelte? Nun — das Geld war einfach da, so wie die Freude und der Frohsinn da waren.

Und wieder in der heimeligen Gasthausstube, fingen die Grossmütter verschämt an, die Bildchen der Grosskinder vor der Tischnachbarin Platz zu schieben. Ueberall war grosses Brillenaufsetzen, so dass die ganze Frauenschar irgendwie verändert, älter geworden wirkte. Nirgends aber war Müdigkeit oder des Schwatzens Ueberdruss zu spüren. Ach, man hatte ja auch heimlich sein Pülverli genommen.

Aber einmal musste doch geschieden sein. Als man die Letzten zum Zürizug begleitete, hing man sich ein wie damals. Man schüttelte sich die Hände mit viel Innigkeit, nicht aller Namen sicher zwar. Was tat's! Unsere Klassenzusammenkunft hatte — Mode hin oder her — etwas Herzerwärmendes, auch für diejenigen, die ein Kreuz zu tragen und mit einem schweren Leid im Herzen, einsam heimwärts zogen. *N. S.-K.*

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE

Milch
Butter
Rahm
Käse
vom Spezialgeschäft
Vereinigte Zürcher Molkereien

Helvetia Backpulver

AKTIENGESELLSCHAFT A. SENNHAUSER, ZÜRICH

Vorsteherinnenschule
des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften
Aufnahmebedingungen: Gute Allgemeinbildung und gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse.
Alter: 24 bis 35 Jahre.
Dauer des Kurses: Im ersten Jahr praktische und theoretische Einführung in die Arbeiten eines alkoholfreien Wirtschaftsbetriebes.
Im zweiten Jahr weitere Ausbildung als Gehilfin.
Beginn des Kurses: Anfangs Mai 1951.
Prospekte mit näheren Bedingungen durch das Hauptbüro des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften, Dreikönigstrasse 35, Zürich 2.

S.P.Z. 50135

Süssmost
der ideale Durststiller; Energie- und Wärmespender dank hohem Fruchtzucker-Gehalt.
..darum auch im Winter!

INNENDEKORATION
Tapeten Spörri
Talacker 16, ZÜRICH, Tel. (051) 23 66 60

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 25 47 70
Telephon 27 68 ..
Filiale Bahnhofplatz 7

Suber
die auswechselbaren, praktischen Helfer im Haushalt.
Der Geschirrwascher

ermöglicht es, kochend heiss abzuwaschen, spart heisses Wasser — Gas — Strom — Zeit — arbeitet viel rascher schont Ihre Hände und verhütet somit Gicht und Rheuma.
Mit dem Namen Suber gibt es auswechselbare Baumwollbürsten f. die Zentralheizung, Tapetenwischer, Bodenflaumer und Abstauber. — In den Haushaltungsgeschäften erhältlich.

REKLAME
ist der Lebensnerv
Ihres Geschäftes

GIGER-MISCHUNG
In der Bärenpackung,
die aromatische Mischung für
einen herrlichen Kaffee!
HANS GIGER & CO.
BERN
Import von Lebensmitteln en gros
Gutenbergstraße 3 Tel 2 27 35

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 23 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72
Schaffhauserstraße 18 Tel. 28 78 44
Universitätstraße 87 Tel. 28 20 58

TELEPHON 3 46 86
TELEGRAMM-ADRESSE: BLUMENKRÄMER
Blumenkrämer
„Das Haus, das jeden zufriedenstellt"
ZÜRICH
BAHNHOFSTRASSE 38

G. Luginbühl Tel. 32 78 26
Rämistrasse 38, ZÜRICH 7, beim Pfauen
Vertrauenshaus
für schöne Polstermöbel,
gute Bettwaren, Vorhänge usw.

Aus unserm Atelier erhalten Sie zu günstigen Preisen, auch nach Mass
Unter-Wäsche, Trikot-Kleider, Morgenröcke
in grosser Auswahl.
Postfach 28, Kilchberg/Zürich
Machen Sie mir unverbindlich Offerte
für
Adresse deutl.

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH